

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 15 (1910-1911)
Heft: 9

Artikel: "Der gerade Weg" : die Geschichte einer Frau
Autor: Baragiola, E. N.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische
Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2.50, halbjährlich Fr. 1.25. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Buehler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Fräulein Dr. E. Graf, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden-Bern; Fräulein Benz-Zürich; Fräulein Blattner-Aarau; Fräulein Wohllich-St. Gallen.

Inhalt von Nummer 9: „Der Gerade Weg.“ — VIII. Schweiz. Konferenz für Erziehung und Pflege Geistesschwacher. — Mitteilungen und Nachrichten. — Mädchenfortbildungsschule. — Stellenvermittlung.

„Der gerade Weg.“

Die Geschichte einer Frau.

Unter den jüngeren italienischen Schriftstellerinnen ist *Paola Stafenda*, die in Florenz wohnende *Marchese Lina Trigona von Dainammare*, wenn auch noch ziemlich unbekannt, so doch bemerkenswert. Ihr Erstlingswerk, der Roman „*La dritta via*“ („Der gerade Weg“, bei Baldini, Castoldi in Mailand) bildet, trotz mancherlei Mängeln, eine ansprechende, mitunter fesselnde Lektüre. Er bewegt sich in aristokratischen, florentiner Kreisen und geht hervor aus tief-ernstem Fühlen und Wollen, aus dem zielbewussten Ringen der in bestem Sinne modernen Frau.

Die frühverwaiste, mittellose Maria Grazia Frascara wurde von Onkel und Tante, dem Marchese und der Marchesa Morro, einem wohlhabenden, äusserst altväterischen, gutmütigen Ehepaar, auferzogen. Sie war ihren Pflegeeltern dankbar ergeben. Durch ihre Jugend, ihren Unternehmungsgeist, ihre Lebenslust und ihre weit offene Seele stand sie indes bald zu ihnen in immer deutlicher hervortretendem Gegensatz. In ihrem achtzehnten Jahre trieb es sie mit steigender Macht aus der schwerfällig ausgestatteten Wohnung des düstern Palazzo. Etwas von der Leidenschaftlichkeit ihrer nach kurzem Eheglückstrahl gestorbenen Eltern war auf sie übergegangen in Form einer unbezwinglichen Sehnsucht nach Leben, nach Leuchten und Lieben. Einem Menschen etwas sein, alles sein! Gar so wenig Unmittelbares verlangten die methodischen Alten von ihr. — Grazias Emanzipation begann mit Spaziergängen. Alsdann kamen ihr zwei befreundete Damen zu Hilfe, Jolande, die weltkluge Gattin Maximiliano Durantes, und die schon bejahrte Gräfin Cassis, eine durch Aufrichtigkeit und Humor köstliche Erscheinung. Beide überzeugten die mürrischen Morro von der Notwendigkeit baldiger Einführung Grazias in die Gesellschaft. Beide verfolgten

mit wachem Interesse die gesellschaftliche Entwicklung des aufblühenden eigenartigen Mädchens, insbesondere die gütige Cassis. Mit geheimem Bedenken bemerkte sie, wie Grazia und Paolo Vorasco Gefallen aneinander fanden. Der matte, junge Graf hatte, wie so viele jenes Standes, ohne Drang nach Betätigung, die Rechte studiert. Er lebte mit seiner Mutter von einer magern Rente und dürftigen Einkünften seiner schlecht bewirtschafteten Besitzungen in Apulien. Alle rieten ihm, sich eine Stellung zu verschaffen, in der Diplomatie vielleicht. Unter denen, die es ehrlich mit ihm meinten, war auch Maria Fossati, die unglückliche Gattin eines Wüstlings und stets bekümmerte Mutter eines zarten Söhnchens. Grazia, in ihrer Frische und Anmut, gewann bald Paolos Neigung. Sie glaubte an ihn, der an sich selbst nicht glaubte. Die beiden, ähnlich nur in der Feinheit des Empfindens und in der Offenheit, sonst aber grundverschieden geartet und gerichtet, fühlten sich bald stark und stärker zueinander hingezogen. „Keines ein Wort von Liebe sprach“, doch sie wussten, Grazia freudig und zuversichtlich, Paolo bange in seiner Unschlüssigkeit; in seiner Machtlosigkeit den Anforderungen des Lebens gegenüber, sah er ein, dass er Grazia nicht standesgemäss zu seiner Frau machen konnte. Die besorgte Cassis, der nicht nur die Annäherung Paolos und Grazias nicht entgangen war, sondern auch nicht die Neigung, die Luca Materi, ein tatkräftiger, wohlgesitteter, reicher, junger Patrizier für Grazia bezeugte, forderte Paolo zu einem Entschlusse auf. Sie kannte Grazia als ein ernstes Wesen, mit dem sich nicht scherzen liess. Nach kurzem Kampfe, in dem seine schöne Liebe und sein besseres Wollen vor der Schwäche, vor der Gewohnheit, den Umständen nachzugeben, zurückwich, entfernte Paolo sich plötzlich merkbar von Grazia, so dass sie und die Befreundeten über den Zweck dieses Abbruches nicht im Zweifel blieben. — Grazia, die ihr Glück so jäh zerstört sah, widersetzte sich den ersten Leidensanfällen mit stolzer Kraft. Doch Schreckensnächte folgten den Tagen erzwungenen Gleichmutes. Eine unbesiegbare Müdigkeit erdrückte die tapfere Kleine. Mit Asche bedeckt war für sie die Welt. Da machte sie sie sich los von allen gesellschaftlichen Verpflichtungen und blieb zu Hause, still, ohne Klage, in sich hinein sinnend. So trat sie allein in die Dunkelheit ein! „entro sola nelle ombre“. Was auch in ihr, tief verborgen, an Schwäche war, gewann die Übermacht. Sie lernte die Trauer der Einsamkeit kennen, hatte sich selbst nicht mehr in der Gewalt und weinte. Zuweilen erfasste sie gar ein Grauen, schlecht zu werden. Sie hatte immer fest geglaubt, im Schmerze mutig sein zu können: nun war sie es nicht. Indem sie das Leid vieler litt, meinte sie, neuen und schwersten Schmerz zu erdulden. Dann aber wieder wollte sie ihr Los gerne tragen, wenn nur Paolo gewesen wäre, wie sie ihn wünschte. Bitter gestand sie sich, dass es ihm an Männlichkeit gebrach. Ihr Herz nahm und liebte ihn wie er war; ihr ganzes, selbstsicheres Wesen aber vermochte das seine, zaghaft-abwägende, vor den Schwierigkeiten zurückschreckende nicht richtig zu beurteilen, um so mehr als sie keine Erfahrung hatte in den praktischen Dingen des Lebens. Und wiederum quälte sie ihr Weh, dass sie sich wand und bäumte, und ihre Kräfte sich erschöpften. Sie ersehnte Befreiung. Die menschliche Seele hat viele Schichten, wie die Erde. In der jungen Seele Grazias waren die untersten Schichten unberührt und ertragkräftig geblieben. Sie besann sich und wollte nicht untergehen. Nach und nach gelang es ihr, die Dinge in ihren normalen Verhältnissen zu betrachten, und sich an den Gedanken zu klammern, ihre Liebe sei ein zu Schönes und Heiliges gewesen, als dass sie in die Niederungen

gezerzt werden dürfe. Sie wollte dieser Liebe würdig bleiben, auch ohne verlockende Zukunft. — Die stete Freundin Cassis wachte stetsfort über Grazia und lud sie in die Sommerfrische ein, wohin sie auch Luca Materi bestellte, in der Hoffnung, die beiden, ihrer Ansicht nach, wie für einander geschaffenen, auf die Dauer zu vereinen. In dem gleichen Kurort hielt sich auch ein frühverwaister Verwandter der Cassis auf, Giorgio Amedei, ein geistig regsamer, vielseitig gebildeter junger Mann, jedoch bescheiden begütert, kränklich und vor kurzem infolge eines Unglücksfalles erblindet. Grazia las ihm öfters vor, unterhielt sich mit ihm, und er fasste für sie eine grosse, unausgesprochene Zuneigung. Luca indes bemühte sich sichtlich um Grazia. Zweifellos entsprach er allen ihren Anforderungen; sein ganzes Sein und Auftreten berührten wie eine Zusicherung wohligen und friedlichen Ehelebens. Doch ihrerseits fehlte jenes Unwägbar, geheim Machtvolle, das sie an ihn gefesselt hätte, das innerste Drängen von Mensch zu Mensch. Luca hatte für sie nicht nur schätzbare Eigenschaften, auch eine gewisse Anziehungskraft; doch nur an der Oberfläche wurde sie davon berührt. Innen wohnte noch, trotzdem Jahre darüber hingegangen, das Bild jenes Andern, den sie wahrhaft geliebt hatte. Nicht Liebe war's, was sie für Luca fühlte; es war jenes Höchste nicht, dem allein sie sich hingeben konnte. Und sie sagte nein, als er um ihre Hand bat, was er betroffen, jedoch mannhaft, die Cassis dagegen mit erregter Entrüstung vernahm. Nach Lucas Abreise wurde Grazia wieder heiterer und widmete sich eifriger den Unterhaltungen mit Giorgio, ohne zu bemerken, wie etwas von seinem Stoizismus in sie überging. Auf ihren langen Morgenspaziergängen hielt sie in sich Umschau, und neuerdings fand sie ihr Dasein zwecklos, ihre Gedankenwelt leer gegenüber derjenigen des leidenden und kämpfenden Giorgio. Die vielen Gesellschaftsgenüsse, durch die sie die Cassis stets wieder schleppte, befriedigten sie nicht. Sie konnte und wollte auch nicht in dem Gedanken an ihre verlorene Liebe aufgehen, als unnütze Vestalin eines erloschenen Feuers. Auf den Verzicht allein war sie nicht eingestimmt; zu viel Lebensbedürfnis lag in ihr. Zuweilen beschlich sie auch die Furcht, vielleicht doch einmal, aus Schwäche und Unzufriedenheit, einen andern Luca Materi, der um sie bitten würde, nachzugeben. Darum wollte sie ein festes Ziel vor Augen haben und unbeirrt darauf zuschreiten. Besondere Talente hatte sie nicht, auch keinerlei gründliche Ausbildung, ihren Verwandten war sie nicht dringend nötig: wie weiter leben? — So entwickelte sich in ihr der Gedanke, sich völlig Giorgio zu weihen und ihn zu heiraten. Kein ganz seltsamer Entschluss. Eine vielerfahrene, grosse, deutsche Frau hörte doch in sich, nach einem herben Schmerze, als einzige Antwort auf die Frage: Was bleibt zu tun? — die Mahnung: „Gut zu sein, gut zu sein“. In Güte wirken, danach sehnte sich Grazia. Die Liebe, die sie nicht für ihn empfand, würde sie ihrem Gatten nicht vorgetäuscht haben. Solche Aufrichtigkeit schien ihr besser, als sich Luca in einer Parodie der Liebe, die er von ihr verlangt hätte, anzutrauen. — Einige Jahre später, nach längerer Abwesenheit, finden wir noch immer die rüstige und schlagfertige Gräfin Cassis, zur Teestunde, bei dem Ehepaar Giorgio und Grazia im dritten Stockwerk eines einfachen Mietshauses, auf kleiner Terrasse, mit herrlicher Hügelaussicht. Giorgio, der sich stets emsiger mit sozialpolitischen Problemen befasste, hatte zwei Freunde um sich, mit denen er eine sozialistische Zeitung redigierte. Vielerlei erfuhr da die unversehens in so anders denkenden Kreis hineingeratene Cassis, auch dass Grazia ferne von der Gesellschaft lebte, sogar von den alten Morro, und mit fürsorglichster

Hingabe ihrem kränkenden Gatten gehörte. Und dennoch — wie wäre es bei feinen Naturen anders denkbar? — unter dem so trostreichen Bunde mit Grazia musste er, gleich ihr, doch auch leiden. Er erhielt von ihr all ihr Möglichstes, aber die Liebe, die der seinigen entsprochen hätte, konnte er nicht von ihr empfangen; und sie, bei all ihrem Geben, glaubte sich ihm gegenüber in steter Schuld, da er ihr Schöneres gab, als sie ihm zu geben vermochte, und sie es nicht genoss. Die Cassis zog nun ab und zu die etwas abgehärmte Grazia aus ihrem Neste heraus. Einmal trafen sie Paolo Varasco. Seit ihrer Heirat hatte ihn Grazia nicht mehr gesehen. Sie begrüßten sich korrekt. Paolo schien ihr älter und noch haltloser geworden, ihr fern, bemitleidenswert. Da fiel das Gespräch auf die geplagte Maria Fossati, deren ganz dem Heile ihres Kindes geopfertes Leben Paolo mit Nachdruck und nicht zu verkennender Absicht hervorhob: „Zuweilen bin ich versucht, sie zu beneiden. Wenigstens hat sie in ihrem Leben ein hohes, abgegrenztes, bestimmtes Ziel. Das ist etwas!“ Grazias und Paolos Augen begegneten sich. Sie fühlte sich erleichtert, und da nun das gute Wort gefallen, konnte sie gehen, wieder zu ihrem harrenden Giorgio. Sie hatte noch vernommen, dass Paolo widerwillen nach Apulien reisen würde, um die Bauernunruhen stillen zu helfen, Unruhen, die sich zu einem allgemeinen Aufstand und Streik entwickelten; den Giorgios Zeitung unterstützte. Grazia, die zwar mit den Armen fühlte und ihre Rechte begriff, sah immerhin in diesen Angelegenheiten vieles nicht wie ihr Gatte. Doch sie schwieg, um Giorgio zu schonen, vielleicht auch ein wenig, weil Paolo auf der Liste der Angeklagten stand. Bei einer kurzen Begegnung mit Paolo, der wegen der Krankheit seiner Mutter zurückgekehrt war, gelang es ihr jedoch, den Standpunkt der darbenenden Bauern energisch zu verteidigen. Paolo sprach mit Verachtung von den Anführern und versicherte, nach Beendigung des Streikes keinen Fuss mehr auf jene glühende Erde zu setzen. Grazia bemerkte mit Genugtuung, dass er nicht die Wahrheit sagte. Der Instinkt des Besitzens und Herrschens war in ihm erwacht, und sollte er auch vorerst Egoismus und Grausamkeit bedeuten, es war doch Tatendrang über ihn gekommen. Sein lebendiges Auge, sein ausgeprägter Gesichtsausdruck verrieten es ihr. Einstweilen verlangte sie von ihm nicht gerechte Beurteilung, sondern nur Kraftaufwand und Kampf, und sie sagte zu ihm — prophetisch —: „Ich glaube, dass Sie tüchtig kämpfen, und späterhin werden Sie zu kämpfen fortfahren, wenn die gegenwärtigen Schwierigkeiten geglättet sind, und zwar nur zu gutem Zwecke.“ Also auch jetzt noch hatte sie das alte Vertrauen in ihm. Das konnte ihm zu besonderem Troste gereichen in den nächsten Tagen, da er seine Mutter zu Grabe trug. — Nicht lange währte es, und auch Giorgio verschied, ruhig, erfreut durch die zarte Treue seiner selbstlosen Leidensgefährtin. Die Übermüde, Erschöpfte beehrte nichts als Ruhe. Zwei Tage lang schlief oder sann sie traurigen Bildern nach, dann erst schnitt ihr der Schmerz um den verlorenen Freund tief in die Seele. In den Tränen fand sie sich wieder; ihre Kraft drang noch einmal durch, und so das Bedürfnis, sich lieben Menschen anzuschliessen. Nach dem Tode der alten Morro erbt sie deren beträchtliches Vermögen und richtete sich als freudiges Heim eine Villa auf dem Lande ein, wo sie ihre Freunde empfing, arme Erholungsbedürftige beherbergte und pflegte. Bei der Pflege einer Pockenkranken erkrankte sie selbst, erholte sich aber wieder zu neuen, frohen Wohltaten. — Dies und anderes hörte Paolo von der Cassis, als er nach einigen Jahren wieder einmal in Florenz weilte. Die Aufmunterung der alten Freundin befolgend,

entschloss er sich, Grazia in ihrem Sonnenhause zu begrüßen. Welch prächtige Erscheinung die geprüfte, gereifte und doch immer heitere Frau, die festlich dem Guten diente und sich mit so viel Schönerem umgab! Schlicht und hoheitlich zugleich, ausgesöhnt mit dem Leben, durch dessen Frühling sie als die in Liebe und Leid siegende hindurch gegangen. Paolo empfand dies mit Bewundern. Die Frische ihres Antlitzes war, obwohl die Krankheit kaum sichtbare Spuren hinterlassen hatte, geschwunden, das Gold des Haares erloschen; aber ihre Augen blieben immer gleich reiche Lichtquellen. Eine tiefe Befriedigung erfüllte ihn: Ja, das war die Frau, die er gedacht, die er geträumt. Unterdessen hatte auch er ins Leben eingegriffen; unwillkürlich war er hineingerissen worden in den Kampf, war zum Bürgermeister seiner Gemeinde gewählt worden, stellte sich Aufgaben fürs allgemeine Wohl und löste sie. Herzlich belebt klang das Gespräch zwischen Paolo und Grazia. Sie speisten zusammen und tranken auf das Glück Luca Materis und seiner Braut. Grazia war so munter. Ihre eigenartige Ausdrucksweise entzückte Paolo aufs neue. Sie philosophierten zusammen über das Leben, und Grazia sprach: „Ich verspüre, dass das höchste Gesetz ist, das Leben mit allen Kräften und allen Mitteln die uns innewohnen, demütig und ausharrend zu leben.“ Sie berührten die Vergangenheit, ihre gemeinsame Vergangenheit. Paolo fühlte sich ergriffen und wiederum mächtig hingezogen zu dem anmutsreichen Geschöpf. Schüchtern, nach längerem Schweigen, presste er hervor: „Ich hätte immer erfahren wollen, wie Sie — dazumal — die Tiefe dessen einschätzten . . . dessen, was zwischen uns war.“ „Ich weiss nicht, ich weiss nicht.“ „Was hielten Sie dazumal von mir?“ „Nichts als Gutes.“ Mit zurückhaltender Offenheit bekannte er ihr, wie grosse Bedeutung er jenem stillen Einvernehmen beigemessen und in welcher Stimmung er sich von ihr gewandt. Sie dankte und gab zu, dass es auch ihr von vitaler Bedeutung gewesen sei. „Man liebt so oft, und man liebt doch nur einmal,“ meinte er, und immer mehr versenkte er sich in sie, und seine Bewegung und sein Ungestüm formten sich zur törichten Frage: „Was dazumal nicht sein konnte, könnte es nicht heute sein?“ — „Nein nein; es ist nicht mehr die Zeit!“ Und die starke Frau musste den geblendeten Mann belehren über die Unmöglichkeit einer nachträglichen Verbindung, über die Unmöglichkeit, ihm in einem Bunde anzugehören, der nicht aus einer ursprünglichen, alles umfassenden Liebe hervorginge, der im Abglanz des früheren, grossen, warmen Lichtes sich sonnen müsste. Nach schwerem Kampfe schied Paolo mit dem Versprechen, Grazias Wege aus der Ferne als Freund zu verfolgen und als Freund wiederzukehren und dennoch mit einer stillen Hoffnung, denn er glaubte an Verjüngung und Erneuerung. Grazia aber, die noch junge und schon weise, wusste nichts von Kompromissen; sie kannte nur den geraden Weg, der emporführt zur inneren Vervollkommnung in immer treuerer Hingabe an die erwählten Ideale. —

Diese für den stolz aufstrebenden Geist moderner Frauenkreise symptomatische Geschichte versteht *Paola Stafenda* eindrucksvoll zu erzählen, wohl mit viel selbsterlebtem und -erlittenem und nicht ohne Feinheiten. Ist es gar ein Buch der Eigenrettung, des eigenen Aufstiegs zu den Höhen des Lebens nach dunklen Tiefen? Ist sie selbst die zugleich so weibliche und tapfere, die so ziel-sichere Grazia? — Jedenfalls steht uns deren Wesen lebendig und ergreifend vor Augen. An die sympatischen Frauengestalten Fogazzaros erinnert sie, ein wenig zum Beispiel an die überlegene, herzugewinnende Donna Fedele im Roman „Leila“. Deutlich charakterisiert ist ferner die mütterliche Freundin Cassis.

In kurzen Zügen ebenfalls Jolanda Durante und Maria Fossati, so auch der nobel-sozialistische Ouvaroff. Die Männercharaktere treten sonst weniger klar hervor, zweifellos weniger günstig. Paolo ist für uns nicht so anziehend, wie die Schriftstellerin ihn erscheinen lassen möchte. Luca etwas schematisch geraten. Besser der kränkliche, komplizierte Giorgio, der indessen eine gewisse Scheu einflösst. Geschickt angedeutete Nebenfiguren sind Adolfo Fossati und Massimiliano Durante, wenn auch unerfreulich. Paola Stafenda blickt mit hellen Augen ins Leben und sein mancherlei Elend. Sie ist eine weitherzige Richterin, die wohl zu unterscheiden weiss zwischen gesellschaftlich-konventionellem Schein und individuellem Sein.

Romantisch wird sie sich noch entwickeln müssen. Ihre Sprache ver-rät mehr Temperament als poetisches Schauen, birgt mehr Schärfe als Schönheit. Bedauerlich sind die öfteren französischen Einschübe. In der direkten Rede könnte man sie noch als Kopie der leider sogar in Florenz unreinen Umgangssprache gelten lassen, nicht aber in der indirekten. Zuweilen entschlüpft ihr auch ein unpassender Vergleich. Auffallend ist ihre so reichliche, vielfach unitalienische Interpunktionsweise, in der sich wiederum ihre nach strenger Logik gerichtete Wesensart kundzugeben scheint.

Rein künstlerisch betrachtet, wird das Buch besonders insofern wenig erfreuen, als es gänzlich des Lokalkolorites entbehrt. In jedem Kulturlande könnte sein Inhalt sich abspielen. Nichts von Bodenständigkeit; nur etwa ein Name erinnert an die herrlichen Orte der Handlung. Auch in Italien dringt nunmehr die „letteratura regionale“ durch; um so mehr vermissen wir den zwingenden Zusammenhang zwischen Persönlichkeiten und Vorkommnissen mit ihrer nächsten Umgebung in einem Buche, das so viel kluge Problemstellung und psychologische Vertiefung, kurz, so viel Lebenswahrheit enthält. Und doch möchte man der italienischen Literatur noch mehr solcher starkbeseelter Frauenbücher wünschen.

E. N. Baragiola.

VIII. Schweiz. Konferenz für Erziehung und Pflege Geistesschwacher

26. und 27. Mai 1911 in Bern.

Der am 23. April im Oberseminar in Bern eröffnete 3. Bildungskurs für Lehrkräfte von geisteschwachen Kindern zählt 32 Teilnehmer und hatte unter Leitung des Herrn Jauch, Lehrer in Zürich, fünf Wochen lang tüchtig theoretisch gearbeitet. Der Rest des Kurses, die übrigen drei Wochen, sollte in Burgdorf erteilt werden, in nächster Nähe der neuen Anstalt, und nun ganz praktischen Charakter haben. In die Zeit vor dieser Übersiedlung nach Burgdorf wurde die Abhaltung der diesjährigen „Konferenz“ eingeschoben.

Sie tagte gemeinsam mit dem erst vor kurzem gegründeten „Verband schweizerischer Lehrkräfte für geistesschwache Kinder“ und nennt sich von heute an nicht mehr wie früher die „Konferenz für das Idiotenwesen“, sondern mit dem Eingangs genannten Namen, der nun Missverständnisse ausschliesst. Im Laufe der Verhandlungen wurden auch die Vorstände der beiden Vereine bestätigt oder neu gewählt und als Thema der nur alle zwei Jahre stattfindenden Konferenz für die anno 1913 in Herisau abzuhaltende Versammlung „Die